

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 7.

Freitag, 9. Januar.

1931.

Der Talisman / Roman von Fr. C. Kellermann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Martin maß ihn mit einem langen vernichtenden Blick, Zorn und Leid erstarrten ihm fast die Stimme: „Sie Elender!“, würgte er hervor, „Sie Schurke — Sie Mörder . . .“

„Also bitte — wie stellen Sie sich zu meiner Forderung?“, hörte er die ruhige Stimme des Hochstaplers von neuem.

„Es scheint, Sie betrachten mich noch immer als Ihresgleichen“, erwiderte Martin, nur mühsam beherrschend, „doch Sie werden bald sehr gründlich enttäuscht sein —“

„So — so! Aber ich bitte, so entsinnen Sie sich doch gefälligst, Herr Ingenieur“, spottete der „Baron“ und deutete auf den im Hintergrunde aufglänzenden Fahrsstuhl hin, „hier war es, an jenem List dort — nicht wahr? Diese schöne Erinnerung haben wir doch gemeinsam, mein edler Freund.“

„So gehen Sie — und rufen Sie's aus, soll mich freuen!“, höhnte Martin, „doch ich will Ihnen da gleich ein Geheimnis verraten, das Ihnen keine Freude machen wird: Sie kommen leider zu spät mit Ihren Enthüllungen — im übrigen aber —“, und nun packte und schüttelte er ihn haßerfüllt und mit Wut — „bin ich Ihnen noch eine Vergeltung schuldig, Sie Erpresser, Sie Räuber, Sie Halunke, Sie Lump . . . hier — so! Da haben Sie ihn wieder — den Rinnhafen von damals — Sie entsinnen sich wohl, Sie Schuft!“

Pawel Pawits taumelte, von dem furchtbaren Schlag schwer getroffen, mit einem Aufschrei zurück, die Augen traten scheußlich hervor und suchten hilflos umher — zu jedem Wort sprach er nur durch seine scheußlich verzerrte Miene. Dann aber raffte er sich erstaunlich rasch wieder auf und verließ fluchtartig das Hotel.

6.

Das „Jugendbildnis Martin Hagedorns“, von den Abendblättern in großer Aufmachung gebracht, wurde eine Sensation. Sein „Werdegang“ vom Listbög zum erfolgreichen Ozeanflieger war getreulich geschildert und, mit biographischen Daten und Abbildungen versehen, über den gesteckten Rahmen des Jugendbildnisses hinaus zu einem kleinen Lebensabriß geworden. Den Schluß der Schilderung bildete der Wortlaut einer Stiftung zur Unterstützung bedürftiger Studierender, insbesondere solcher, die sich der Flugtechnik zuwenden.

Die Mitteilungen erregten großes Aufsehen, weckten allgemeinen Beifall. Diese Jugend voller Mühe und Arbeit, dieser Weg zähen Strebens durch Nacht zum Licht, zur Höhe großen Erfolges, wurde mit Anteilnahme und Bewunderung verfolgt — auch vom Ausland, namentlich von Amerika, wurde ein Echo laut, das den Selbstmademan feierte.

Alles war gut — aber eine verzwickte Angelegenheit blieb noch zu erledigen: die endgültige Lösung des Verlöbnisses mit Edith. Er faßte den Entschluß, nach Bremen zu reisen, um in persönlicher Rücksprache mit der Familie Hill die Dinge zu ordnen.

Miß Andry Havenith würde ihn begleiten, ihm treu zur Seite stehen, und, wenn die Umstände es irgendwie gestatteten, die Familie kennenzulernen versuchen.

Martin hatte durch die Schwester von jener Unterredung Bericht erhalten, die der alte Herr Hill am Tage seines Berliner Abflugs auf der Terrasse Josty mit Gerda geführt und heute empfing er einen Brief des alten Herrn, der außer herzlichen Glückwünschen die Mitteilung enthielt, daß er leider erkrankt sei und deshalb nicht nach Berlin kommen könne. Er hoffe jedoch, Martin bald persönlich begrüßen zu dürfen, usw. — und nun kam eine Andeutung, daß die Familie in letzter Zeit den Erpressungsversuchen des berüchtigten Baron Ragoczy ausgekehrt gewesen wäre und sehr darunter gelitten habe. Die Frauen seien darüber fast krank geworden und ihm selbst wäre die Aufregung ebenjowenig bekommen, sein altes Leiden — Arteriosklerose — trete jetzt mit erhöhter Heftigkeit auf. Man hätte sich nämlich auf nichts eingelassen und er bäte Martin inständig, auf den „Baron“ dahin einzuwirken, daß dieser die Familie mit seinen Attaden fürderhin verschone.

Martin lachte grimmig auf.

Nun: der „Baron“ war inzwischen erledigt, ein Anlaß zu Erpressungen oder zum Heimlichstun bestand nicht mehr. Alles war längst überholt. Es blieb jetzt nur übrig, selbst die entscheidenden Schritte zu unternehmen, die eine gütliche Lösung des Verlöbnisses herbeizuführen geeignet waren.

Er wurde in diesen Absichten von Andry innig bestärkt. Dieses letzte Hindernis ihrer Vereinigung mußte sobald als irgendmöglich aus dem Wege geräumt und die Bahn freigemacht werden für ihre gemeinsame Zukunft, ihr Glück . . .

7.

Am nächsten Tage schon reisten sie nach Bremen, und bald nach der Ankunft begab sich Martin zu dem von ihm erbauten Landhäuschen hinaus, das die Familie Hill seit der Zerrubesehung des alten Chefingenteurs bewohnte. Zu seiner Überraschung wurde er jedoch nicht empfangen.

Mehr Glück hatte am anderen Tage Andry. Obwohl ihr Martin von dem Besuch dringend abriet, bestand sie darauf, die Familie Hill persönlich kennenzulernen, um einen eigenen Eindruck von den einzelnen Mitgliedern zu gewinnen. Und das höchst Seltsame geschah: Miß Andry Havenith wurde im Hause Hill empfangen.

Die schöne Amerikanerin erweckte von vornherein Sympathie bei den Damen, die merkwürdigerweise der Meinung waren, daß sie als eine Gegnerin Martins, als dessen Gläubigerin aufträte.

Miß Havenith fand sich darum zuerst in ihrer Stellung nicht gut zurecht und erkannte im Verlauf der Unterhaltung erst, in welch eigenartigem Irrtum die Damen befangen waren. Der gleichfalls anwesende alte Herr Hill saß gebrechlich in seinem Sessel und schwieg meist, er gewann offenbar auch nicht den richtigen Standpunkt. Das Urteil der Damen über Martin war unbarmherzig, war hart. Sie zeigten sich unversöhnlich. Ihre bewegliche Klage, beinahe an „diesen Menschen“ geraten zu sein, der trotz unzweifelhafter Berühmtheit und unbeschadet seiner Erfolge nur Kummer und Leid über die Familie Hill gebracht habe, war mehr als streng.

Martin fand keine Gnade vor ihren Augen. Insbesondere die Mutter, die auf ihre vornehme Abstammung und die lange Reihe ihrer untadeligen Vorfahren pochte, sprach beleidigt, sprach haßerfüllt von Hagedorn als dem ibleblichen Emporkömmling, dem dunklen Ehrenmann, dem Genossen eines Diebes. Edith trat bei alledem mehr zurück, doch auch sie zeigte sich kalt, ohne Erbarmen und Verständnis für Martins Wesen.

Dann begann man auch Miß Havenith darüber auszuholen, wie sie ihrerseits sich zu der Tatsache des großen Verlustes stelle, den ihr Vater seinerzeit durch Hagedorn erlitten habe. Andry, die mit ganz anderen Absichten hierhergekommen war, beariff allmählich, wie glücklich sich alles fügte. Es bedurfte, wie sie sah, keines Kampfes mehr, um den Geliebten aus den alten Verhältnissen zu lösen, die Sache machte sich ganz nach Wunsch von selbst.

Sie beantwortete die Fragen mit Takt und Klugheit, erwähnte insbesondere nachdrücklich den Empfang der völlig unversehrten Briefftasche des Vaters mit allen Werten, sowie die Rückerstattung der Zinsen und Zinseszinsen durch Martin Hagedorn, und wollte sich schon mit der höflichen Versicherung, welche wahrhaftes Vergnügen es ihr bereite, habe, die geliebte Familie Hill kennenzulernen und mit der Bitte empfehlen, auch ihr ein freundliches Andenken zu bewahren, als Edith unvermutet die Frage an sie richtete, was sie eigentlich wohl veranlaßt habe, ihnen diesen überraschenden Besuch zu machen.

„Ich habe eine große Sympathie für Martin Hagedorn“, erklärte Andry Havenith ohne Zögern, „und ich wollte nicht unterlassen, diejenigen kennenzulernen, die diesen Mann jetzt so schwer verurteilen, obwohl sie doch bereit gewesen waren, in engste Lebensgemeinschaft mit ihm zu treten.“

„Ah so? Sie wollten uns also aushorchen?“, erwiderte Edith scharf, „welch ein Interesse leitete Sie wohl dabei, wenn ich fragen darf?“

„Nun — das Interesse für den Mann, den ich liebe“, erklärte die schöne Amerikanerin tapfer.

„Ich finde das etwas dreist, Miß — Miß Andry Havenith —“

„Dreist oder nicht — so ist nun einmal meine Art.“

„Eine etwas sonderbare Art, eine Art, wie sie hierzulande nicht üblich —“

„Andere Länder — andere Sitten.“

„Es genügt mir, das zu kennzeichnen“, schloß Edith und wandte sich ab.

„So bitte ich vielmals um Entschuldigung“, sagte Miß Havenith gebohrt und betont.

„Es bedarf dessen nicht“, fiel die Mutter ein, „unsere Anschauungen schließen einander aus.“

„Meine Anschauung von dem Fall Hagedorn weicht allerdings sehr von der Ihrigen ab —“

„Darüber wundern wir uns keineswegs . . .“

„Nun — und ich schäme mich deshalb nicht, meine Damen. Sie kennen keine Gnade, kein Mitleid, keine Verzeihung — doch die Liebe eifert nicht, die Liebe vergibt alles.“

„Wir beglückwünschen Sie zu diesem Standpunkt . . . es ist uns ein Genuß gewesen, Ihr Besuch —“, beendete Frau Hill nervös das Gespräch, beirrt, mit einer gewissen Unsicherheit.

„Auch ich werde diesen Besuch in unauslöschlicher Erinnerung behalten“, erwiderte Andry mit einer sehr förmlichen Verbeugung. Plötzlich schluchzte Edith laut auf, sie weinte so heftig, daß die Mutter zu ihr treten und beruhigend auf sie einwirken mußte. Miß Havenith wollte, nach einem stummen Gruß zu dem schweigsamen alten Herrn hin, gehen, als dieser sich erhob, ihr die Hand reichte und, sie hinausleitend, sagte: „Ein tiefes, ein wahrhaftiges Wort — das — von der allesverzeihenden Liebe.“

So schied Andry Havenith aus dem Hause Hill.

Als Andry in nachdenklicher Stimmung heimkehrte, fand sie Martin ihrer wartend. „Nun, Andry, was hast du erlebt?“

Sie antwortete nicht sogleich. Er sah sie an, in ihrem Gesichtsausdruck, ihren Augen spiegelte sich ein inneres Erlebnis. „Ich habe eine höchst ehrenwerte Familie kennengelernt“, sagte sie endlich, „es ist nichts an ihnen auszufehen — aber es fehlte ein bißchen Liebe . . .“, das heißt: Edith weinte, dies sei zu ihrer Ehre gesagt, und der alte Herr Hill sprach zum Abschied ein gutes verfühnendes Wort: Er wünschte uns alles Glück, Martin . . . Aber die Mutter ist ohne Gnade, mein armer Junge —“

„Wie zu erwarten!“

„Ohne Gnade, du Armer“, wiederholte sie unter Tränen und hing plötzlich schluchzend an seinem Hals, „ohne Erbarmen . . . Aber — nun bist du mein — ganz mein — nun habe ich dich — und lasse dich nicht mehr: Du mein großer, geliebter Held — du, mein Glück.“

„Du mein Glück“, flüsterte er bewegt und küßte ihr die Tränen fort, „du meine Erretterin, du mein geliebtes, mein inzig geliebtes Weib!“

— Ende! —

Die Neujahrssensation am Himmel.

Der „Niesenting“ des Mondes. — Wie diese Himmelersehnung entsteht. — Das Danziger Phänomen. — Mondringe. — Nebenmonde. — Vorboten schlechten Wetters.

Am Neujahrsabend gegen sieben Uhr entfaltete der Himmel einen eigenartigen Neujahrsschmuck, denn der liebe alte und bekannte Mond zeigte eine seltsame Erscheinung: einen „Mondring“. Jeder Mensch kennt die Erscheinung des „Mondhofes“, der sehr häufig zu sehen ist und sich als ein weißlicher Dunstkreis um den Mond herum charakterisiert. Er wird im allgemeinen als Zeichen schlechten Wetters angesehen. Tatsächlich entstehen diese Mondhöfe dadurch, daß die Luft entweder stark wasserdampfhaltig ist, oder daß dünne Wolken an der leuchtenden Fläche unseres himmlischen Nachbarn vorbeiziehen. Der „Mondring“ des Neujahrstages ist aber etwas anderes. Er bildete eine Sensation, denn viele Menschen glaubten, daß mit dem Neujahrstage 1931 das Ende der Welt gekommen sei. Unser Nachbarhimmelskörper bot tatsächlich einen erschreckenden Anblick dar, wie eine riesige Welt, die sich auf uns arme Erdenmenschen herniederstürzte. Alte Märchen von der Möglichkeit des Zusammenstoßes der Erde mit anderen Gestirnen wurden ziemlich allgemein in der Bevölkerung wach, die nicht weiß, daß derartige Gestirne lange Zeit vorher gelichtet und berechnet werden könnten bevor sie sich der Erde in so gefährlicher Weise nähern. Die Himmelsersensation hatte tatsächlich eine ziemlich einwandfrei aufgeklärte Ursache, die ziemlich häufig zu derartigen Erscheinungen führt. Es handelt sich um die bekannten Mondringe und Nebenmonde, die bei der Sonne als Nebensonnen und Sonnenringe auftreten, also nicht nur bei unserem Nachbargestirn, sondern auch beim Tagesgestirn beobachtet werden können. Sie unterscheiden sich von den Mondhöfen, den Lichtkränzen und Aureolen dadurch, daß sie eine viel größere Ausdehnung haben. Es werden zwei verschiedene Größen beobachtet und zwar von einem Radius von 22–23 Grad und von 46–47 Grad. Oft sind diese Sonnen- und Mondringe farblos, nach außen hin grün, nach innen rot. Sie entstehen aus einer Brechung der Lichtstrahlen in sechs- oder dreieckigen Prismen von Eiskristallen die in der Luft schweben. Das Licht wird meist in einem Winkel von 60 Grad reflektiert. Auch andere Brechungsoberflächen kommen in Betracht. Die großen Mondringe erscheinen meist in den Monaten Dezember und Januar während die Sonnenringe am häufigsten in den Monaten April bis Juni zu beobachten sind. Die nördlichen Gegenden haben diese Himmelsphänomene häufiger aufzuweisen als die südlichen. Es gibt berühmte derartige Erscheinungen, wie zum Beispiel das Danziger Phänomen und das Petersburger Phänomen, die von besonderer Schönheit und Farbenpracht waren. Häufig sind zugleich mit den Mond- bzw. Sonnenringen hellfarbene wie Nebenmonde bzw. Nebensonnen verbunden. Diese entstehen dadurch, daß Horizontalkreise die verschiedenartigen Ringe schneiden und auf diese Weise helle Stellen bilden. Wenn in einer klaren Winternacht unter besonders günstigen Witterungsverhältnissen derartige Erscheinungen auftreten, dann hat man den Eindruck, daß sich neben dem stark erweiterten

Kranz des Mondes zu beiden Seiten kleine Filialen des Himmelsgestirns aufsetzen haben. Es sind die hellleuchtenden Schnittkanten der Lichterscheinungen, die die Formen von Himmelskörpern in oberflächlicher Weise annehmen. Sie treten links und rechts des Mondes auf, aber auch nördlich und südlich. Ähnliche Lichteffekte sind auch häufig bei der Sonne beobachtet worden. Über die eigentlichen Ursachen dieser Erscheinungen sind allerlei Vermutungen aufgestellt worden, und zwar nimmt man an, daß sie von der Art abhängen, wie die Sonnenstrahlen von den Flächen der Eiskristalle reflektiert werden. Es treten auch Lichtkreuze auf, die besonders in früheren Zeiten die mystischsten Vorstellungen aller Art gewesen sind. Berühmt ist das Sonnenkreuz, das zur Zeit des römischen Kaisers Konstantin des Großen erschien, der das Christentum zur Staatsreligion machte. Diese Kreuze werden auch mit der Brechung der Sonnenstrahlen erklärt, ohne daß jedoch eine völlig einwandfreie Deutung der Himmelserscheinungen bisher gelungen ist. In meteorologischen Hinsicht sind die Mondringe ebenso von Bedeutung wie die Sonnenringe, da nach alter Erfahrung durch sie schlechtes Wetter eingeleitet wird. Das Auftreten von Mondringen bedeutet im allgemeinen Kälte und Schneewetter. Allerdings sind schon häufig derartige Phänomene beobachtet worden, ohne daß das Wetter sich irgendwie geändert hat. Auch die Sonnenringe, die meist im Sommer auftreten, sollen nach weit verbreiteter Anschauung Regenwetter zur Folge haben. Erklärlich dürften diese Zusammenhänge sein, da für das Auftreten der Phänomene Dunst und Wolkenbildung Vorbedingung ist. Aber die Einflüsse der verschiedenartigen Wolkenbildung in bestimmten Höhen auf unser Wetter sind wir aber noch so wenig im klaren, daß wir die tatsächlichen oder angeblichen Zusammenhänge zwischen Wetter und Ringen des Mondes oder der Sonne nicht begründen können.

Werben um drei Tiger — und ein sehnstüchtiger Löwe.

Von Paul Cipper.

Es gibt zoologische Gärten, die ich — weil sie weit entfernt von Berlin sind — nur einmal im Jahr besuchen kann. Und es hat seinen besonderen Reiz, die einzelnen Tierarten in solch langen Abständen wiederzusehen, zu erkennen, wie gut sie sich entwickelten, groß geworden sind und Nachwuchs gezogen haben. Manchmal auch sind die Gehege neu besetzt, der Freund vom letzten Sommer ist gestorben.

Jüngst war ich in Amsterdam, sah bei Morgensonne im leuchtend bunten Steingarten dieses schönen Parks, freute mich an dem besonders großen, überwältigend gewaltigen Orangemann, den ich vor drei Jahren an der Riviera aus dem Sumatradampfer kommen sah, vergnügte mich in der Beobachtung des Seelöwenkinds, das im vorigen Sommer eben geboren und damals schon recht temperamentvoll war, das jetzt wirklich ausgelassen und humoristisch in seinem Wassertümpel spielte, die Menschen ebenso wie seine Robbenmutter durch allerhand Schelmenstreiche beschäftigte. Ich sah die seltsame Seetub, merkwürdig gewachsen, zwischen den lichtgrünen Blättern des Wasserlalates schwimmen, sah das Kaimanind, voriges Jahr noch geprentelt, jetzt im bunten Federkleid — lauter lieber Bekannte.

Ich stand eingewonnen in diese wohlthuende Atmosphäre der Walsheimat und des Wiedersehens vor dem Raubtierhaus, wo in der gitterlosen Schlucht ein dunkler Mähnenlöwe zärtlich seinen Kopf an der schlanken Gattin rieb. Nebenan waren die Tiger, ebenfalls in einer Felsenklucht mit Bimeln und Terrassen im Hintergrund des Gesteins und einem weiten Sandauslauf. Aber weil man den Tigern größere Sprungkraft zutraut als den Löwen, war diese Felsenklucht nach dem Publikum hin mit einem Gitter abgeschlossen.

Die bunten Dschungeltagen, ein Tiger und zwei Weibchen große, prachtvolle Exemplare, hielten keinen Kontakt miteinander. Hinten links, auf der obersten Plattform, lag schlafend ein Tiger. Rechts in der Ecke, vielleicht 12 Meter entfernt, hockte das eine Weibchen, und das andere lag leidend, in einem hinreißend schönen Gang des Kaugeschlechts, vorn am Gitter auf und ab. Ich verhielt mich ganz still, nur, wenn die Tigerin dicht vor mir war, summte ich zwischen meinen Lippen einen flatternden Pöhlaut, den man wohl als Tigergruß bezeichnen kann, weil sowohl die Bengalen, die Sumatraner als auch die sibirischen Tiger ihn ausstoßen, wenn immer sie zärtlich, behaglich, liebebedürftig sind.

Die Tigerin im Amsterdamer Zoo war anscheinend auf keine dieser drei Eigenschaften eingestellt; sie zog die Lippen traurig und entblökte stumm ihre gelben Raubtierzähne. Dann drehte sie sich um und ging den Weg zurück, immer am Gitter entlang. Nun, ich hatte ja Zeit und Geduld. Nach wenigen Sekunden war die Kage am unteren Ende des Geheges angekommen, drehte

sich um und kam wieder herauf, mußte von neuem an mir vorbeigehen. Jetzt waren wir wieder auf gleicher Höhe, die Tigerin hob das Lid vom Auge, und die grünläutende Pupille sah mich an. Ich prustete wieder, leis, aber deutlich werdend, und wieder verzogen sich ärgerlich die Lippen, die Barthaare flatterten bis zur Seite. Beim dritten Mal wich mir die Tigerin aus, drehte, noch ehe sie bis zu mir heraufgekommen war, um, bog nach dem Hintergrund und lief schräg zurück nach unten ans Gitter. Das tat sie auch beim vierten und fünftenmal, wollte offensichtlich von meinem Gruß der Gärlichkeit nichts wissen.

Mein Verlangen wurde zum Eigensinn. Sobald die Tigerin zum sechstenmal in meine Nähe kam und wieder ausbiegen wollte, summte ich laut und fordernd. Umsonst. Doch bei der nächsten Begegnung kam sie dicht heran, so als sei das prustende Löwen meiner Lippen eine Magie. Sie grollte, knurrte ein wenig und ging zurück. Ich gab nicht nach. Immer zwingender lockte ich, so oft sie tauchend neben mir war, einmal mußte die Widerpenstige gezwungen werden, antworten und ihren Kopf zärtlich am Gitter reiben. Oft genug hatte ich das Tiger gegenüber ausprobiert. Es kam mir darauf an, daß keine Störung durch Schwärmende, lachende Menschen erfolgte, daß ich unbeweglich stehen blieb und mich ganz auf diese eine Tigerin konzentrierte.

Plötzlich aber waren zwei Tigerinnen da! Der Summlaut hatte die hinten rechts im Gestein sitzende Schwester geweckt, sie war, ohne daß ich es bemerkt hatte, nach vorn gekommen und „schmierte“, „schmuckte“, wie die Raubtierdompteure sagen. Das heißt, sie ging mit ganz kurzen Umwendungen immer ganz dicht vor mir auf und ab, rieb ihren schönen Kopf am Eisengitter und prustete jedesmal die Antwort auf mein Summen.

Und ihre unzärtliche Schwester? Sie ging weiter die lange Bahn am Gitter; aber endlich kam auch sie auf den Geschmack, leis, fast schüchtern, prustete sie, als sie noch ein paar Schritte von mir entfernt war, drehte den Kopf nach der anderen Seite, kam jedoch gleich zurück und bekannte deutlicher ihre Sympathie.

Alles wäre gut gewesen — wenn nicht plötzlich Sand um mich spritzte und zwischen die beiden schlanken Tigerinnen der große Rundschädel des Dschungeltäters gegen die Stäbe prallte. Mit heilerem rauhen Geläut! Ehe ich ganz begriffen hatte, war der gesammelte Herrscher wieder verschwunden, zog sich schwindend nach seinem Felsenklupf zurück.

So, so, dachte ich, du bist wohl eifersüchtig — und lockte weiter. Die Tigerinnen waren inzwischen, vielleicht ängstlich geworden, vom Vordergrund nach der anderen Felsenleite gelaufen, die eine hatte sich wieder hingelegt, aber die andere folgte schnell meinen verbenden Lauten. Ich war sehr neugierig, beobachtete unablässig den Tiger, der auf seinem hohen Felsen anscheinend wieder schlief, jedoch öfters blinzelte und uns mit seinen Bliden verfolgte. Schon nach wenigen Minuten stand er wieder auf, räfelte sich, schritt ganz gemessen zu Tal und kam schräg durch den Käfig, unheimlich langsam, ganz gerade auf mich zu. Vielleicht anderthalb Meter entfernt hielt er an und rührte sich nicht mehr. Aber die Tigerin getraute sich in der Folge keine Rundgebung zu mir, umschmeichelte vielmehr den Gebieter, der unbeweglich blieb, eine feingewordene Drohung.

Ich wandte mich ab, ging und sah im Nachbarläufig einen vielleicht halberwachsenen Löwen auf dem Boden liegen, sich wälzen wie eine verpielte Haustafel. Und dann, daß das Tier mich in seiner Nähe wahrte, sprang es hoch, rieb und schüttelte mit geradem größter Schnelligkeit den Kopf am Gitter, schnellte sich auf und brummte (weil Löwen ja den Tigerlaut nicht imitieren können), brummte und jammerte in langgezogenen Au-Lauten.

Ich weiß, daß es unrecht ist, aber ich konnte eben nicht anders, mußte mich über die Abwertung beugen, mit beiden Händen in die eben sprossende Mähne fassen und den braven Kerl zärtlich krauen. Er hatte die ganze Zeit meinem Loden zugehört und sich nach dem Geseht, was die Tigerinnen nur ganz allmählich in Empfang nehmen wollten. Es führten uns nun auch die Menschen nicht, die sich wahrscheinlich wundern mußten, daß ein Mann in fremder Sprache von ihrem Löwen so gut verstanden wurde.

Gespräch in der Dämmerung.

Von Hans Reimann.

„Rannuh! So alleene?“

„Jah. Da bin ich enne budzje Modde. Wenn ich schbaziern loofe, muß alleene run. Soud hawwich gar see Brtniein. An ooch soud. Bloß geene Gesellschafft!“

„Genau wie ich. Ganz genau so. Immer hibich alleene.“

„Sie sinn wohl ooch enne Einsiedlernadduh?“

„Ei freilich.“

„Sähn Se — ich ooch.“

„Da glabbies. Da geenn miz a Schdiggn middeinander dibbln...“

„Ree, ich hawwe beide Geesglubb (Regelclub)!“

* J. v. Weinschenk: „Sonnette“. (Verlagsanstalt, Leipzig.) Ein stattlicher Band, der offenbar die Ernte vieler Jahre darstellt. Man verspürt überall den klugen, feinsinnigen Kopf, der sich mit den verschiedensten Fragen des Lebens, mit Kunst und Geschichte, mit Schicksal und Charakter, mit den Erscheinungsformen moderner Umwelt dichterisch auseinandersetzt. Für seine geistige Richtung ist die Wahl gerade der streng gebundenen, etwas gedanklich kühl anmutenden Sonettform bezeichnend: Schaffen entspringt wohl weniger dem unmittelbaren Zwang der Intuition, dem lebendigen Eindruck, als der wägenden, philosophisch zergliedernden Idee. Immer bleibt eine gewisse Distanz zu den Dingen, auch die besten Gedichte bieten mehr geistigen Reiz als gefühlsmäßiges Mitschwingen, Stimmung spricht am stärksten aus jenen Versen, die etwas von Dämmerempfinden der Vergänglichkeit beschattet. Der dichterische Wert der einzelnen Stücke ist ungleich. Die Sonettform ist nicht überall zwingend durchgeführt; die rein gedankliche Unterlage läßt manche Gedichte matt bleiben, das Spiel mit antiken Motiven droht in Manier zu erstarren, dagegen sind moderne Lebensausschnitte oft mit überraschender Plastik gesehen und wirken wie in fröhlichen Farben hingeseichnete Gemälde. Deutlich bleibt stets der Eindruck einer scharf profilierten Persönlichkeit, die um Modelung des Tages unbekümmert, ihre eigenen Wege sucht.

* Fedor von Zobeltitz: „Dagmar springt in die Freiheit“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Die junge Dagmar steigt durchs Fenster, um im großen Leben auf eignen Füßen zu stehen. Sie bricht aus einer alten Burg in Franken aus, entflieht der Obhut der Großmutter zusammen mit dem Better. Sie wird Privatsekretärin eines Fabrikanten in Berlin und er wird Eintänzer in einem Vergnügungslokal. Aber außer dem Beruf gibt es in Berlin auch Abenteuer, und in die stürzen sich die beiden. Der Weg führt sie in fremde Länder, Menschen sterben und neue tauchen auf, Liebende werden getrennt und finden sich wieder. Kurz, dieser Sprung aus dem Fenster hat seine Folgen, die Fedor von Zobeltitz in seinem neuen Roman „Dagmar springt in die Freiheit“ mit der ihm eignen Gewandtheit und Liebeshwürdigkeit erzählt.

* „Erlebnisse eines Kriegsgefangenen in Frankreich“ von Gottlieb Fiedler. (Verlag G. Neuenhahn G. m. b. H., Jena.) Gottlieb Fiedler, ein Schuhmachermesse, der 1914 als gedienter Soldat zu den Fahnen eilte, erzählt in diesem Buche seine Erlebnisse als Kriegsgefangener in Frankreich. Die in ihrer ungekünstelten Sprache oft humorvollen Einzelschilderungen geben ein anschauliches Bild der Leidenszeit, die der Verfasser und seine Kameraden durchmachen mußten. Alles spielt sich mit äußerster Lebendigkeit vor uns ab, die Gefangennahme, die zahlreichen Verhöre, der Transport durch Frankreich und der Aufenthalt in den Gefangenenlagern.

* Walter Schwemer: „Im Waldland des Freiherrn vom und zum Stein“ mit vielen Bildern von Prof. H. v. Holtmann, Karl Fr. Banter, R. Edert, J. Göbel u. a. (Verlag W. Schwemers Buchhandlung, Darmstadt.) Die Heimat, besonders aber die Lehrerschaft, werden im Jubiläumsjahr unseres großen Landsmannes für ein so einbringliches Lebensbild dankbar sein.

* Leonid Leonow: „Aulbau“. Roman aus Sowjetrußland. (Verlag Paul Zolnaq, Wien IV.) In seinem neuen Roman symbolisiert Leonid Leonow im Bau einer großen Fabrik das neue, sich industrialisierende Rußland. In eine weltverlorene russische Waldlandschaft, hoch oben im Norden, deren Zauber Leonow aufs großartigste schildert, in eine Welt lebenverneinender Mönche und primitiv-rückwärtsgewandter Bauern, bricht das diesseitserfüllte, zukunftsstrebende neue Rußland ein. Bei dem Bau einer großen Papierfabrik prallen die Gegensätze hart aufeinander. Das Dorf Masariha an der Sotki, wohin die Arbeiterpioniere vordringen, ist von ganz zurückgebliebenen Bauern bewohnt und von alten Mönchen, die hier, fern von allem Neuen, in einer „nördlichen Thebais“ ein mittelalterliches Leben der Ruhe und Kosteiung führen. Bald sind die Neuankömmlinge als „Antichristen“ und Zerstörer verflucht, fast am ersten Tag schon beginnen die Intrigen gegen sie. Der Haß gegen die „Fremden“ wird noch größer, als diese sich genötigt sehen das ganze Dorf zu evakuieren, weil das Dorfgegend sich als das einia geeignete für den großen Bau erweist. (Den Bauern wird ein neues, viel schöneres Dorf

gebaut, mit dem sie aber nicht zufrieden sind.) Die Pioniere haben auch mit dem Schlammgelände selbst um mit Wetterkatastrophen schwer zu kämpfen, zeitweilig bedroht eine Wirtschaftskrise den ganzen Bau, aber alle Schwierigkeiten werden überwunden, und der Bau, der jahrelange Arbeit erfordert, steigt immer stolzer in die Höhe. Er ist der eigentliche Held des Romans, die mannigfachen Einzelschicksale treten in den Hintergrund.

* Mary Webb: „Die Geschichte von der Liebe der Prudence Sarn“, Roman. (Verlag Paul Zolnaq, Wien IV.) Die Geschwister Sarn, die Hauptgestalten des Buches, sind ein ungleiches Paar: Gideon ist hart und wild-leidenschaftlich, ein geldgieriger Mensch, der tragisch endet, nachdem er seine Geliebte und ihr Kind in den Tod getrieben hat. Ganz anders seine Schwester Prudence, einsam und schüchtern, von einer verträumten Anmut der Seele, die bezaubernd ist. Ihre geheime und wortlose Liebe zu dem Weber Woodleaves ist mit einer Zartheit erzählt, die ans Herz greift. Mary Webb erweist sich als eine Erzählerin von hoher Begabung.

* „Ernährungslehre“ von Dr. Max Winkel. (Schmidt u. Thelow, Gotha.) Das Buch behandelt in 21 Kapiteln das Wichtigste über „Verdaunungsvorbereitung der Nahrungsmittel durch die Küche“, „Appetit, Hunger und Durst“, „Physiologie des Geschmacks und Geruchs“, den Rückenstuhl, Rohkost, Rohkost, vegetarische Kost und gemischte Kost, Vitamine, Kraft- und Stoffwechsel, „Arbeit und Ernährung“, die Mineralkalze und Vitamine in der Verdauung, das Blut und seine Aufgaben, Nahrungsaufnahme und Transport im Blut, die Aufgaben der Leber, Nahrungsabbau und Transport der Endprodukte, innere Sekretion, ferner „Haut und Ernährung“, „Die Luft als Nahrungsmittel“ und schließlich „Wirtschaft und Ernährung“.

* „Das Weingesez vom 25. Juli 1930“ mit Ausführungsbestimmungen. Entstehung, Begründung und systematische Darstellung des Gesezes auf Grund amtlicher Unterlagen. Bearbeitet von Dr. Alexander Friesen. (Verlag Paul Parey, Berlin SW 11.) Die äuerst wertvolle Schrift erklärt die Vorschriften des neuen Weingesezes und gibt eine übersichtliche, besonders auch für den praktischen Gebrauch des Winzers wichtige Darstellung des gesamten Tragentomplexes, wobei besonderer Wert darauf gelegt wird, wie das jetzige Weingesez zustande gekommen ist, was die neue Fassung des Gesezes im einzelnen an Änderungen bringt, und worin diese Änderungen begründet sind.

* „Die Handelshochschule“, herausgegeben unter Mitwirkung bekannter Hochschuldozenten von Dr. Fr. Schmidt, ordentl. Professor an der Universität Frankfurt a. M., vermittelt Kaufleuten, denen der Besuch der Universität oder Handelshochschule nicht möglich ist, hochschulmäßige Kenntnisse und Fähigkeiten durch Selbststudium. Die letzten hin behandelten Kapitel: „Finanzierung“ (S. 50), „Volkswirtschaftslehre“ (S. 51), „Nachrichten- und Güterverkehr“ (S. 52), „Bankbetriebslehre“ (S. 53) zeigen erneut die früher schon zutage getretenen Qualitäten dieses hervorragenden Werkes. (Industrieverlag Spaez u. Linde, Berlin W 10.)

* „Die Laufbahnen in der Handels- und Reichsmarine“, vollständig neu bearbeitet, unter Berücksichtigung der neuesten gesetzlichen Bestimmungen. (Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W.) Die Anforderungen, der Ausbildungsangang vom Schiffsjungen bis zum Kapitän und die übrigen seemannischen Laufbahnen, die Prüfungsbestimmungen, Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten, werden eingehend und übersichtlich behandelt. Auch die Bestimmungen über den Eintritt in die Reichsmarine und die Marinelaufbahnen vom Matrosen bis zum Offizier sind berücksichtigt.

* „Deutscher Reichsbahn-Kalender 1931.“ 5. Jahrgang. Herausgeber Dr.-Ing. Dr. rer. pol. Hans Baumann. (Konfordia-Verlag, Leipzig.) Die Reichsbahn als Brücke zum Ausland ist das Motto dieses Kalenders. Unter dem zum geilligsten Wort gewordenen Leitwort „Mit der Reichsbahn durch deutsche Lande“ wird wieder ein Ausschnitt aus dem schönen Deutschland gegeben.

* „Taschenbuch für Gasthausangestellte mit Tagesmerkbuch 1931“, bearbeitet von Karl Dürken. (Verlag: Bund der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten UG, Leipzig.) Dieses handliche und geschmackvoll aufgemachte Büchlein gibt Arbeitgebern und Arbeitnehmern Antwort auf unzählige Fragen des täglichen Lebens, die in übersichtlicher und leicht verständlicher Weise dargestellt und erläutert werden.